



Ersatz für manches lebt die Welt, für Liebe
lebt sie nichts, Platen.

— № 6. —

Illustrierte Sonntags-Beilage zur № 52 des Handels- und Industrieblatt **Neue Löwenz-Zeitung**

Sonntag, den 20. Januar (2. Februar) 1908.

Frei.

Von Paul Pappel.

"Und wenn Du sonst im Haus was leisten wolltest, Junge" — des Vaters Stimme erhob sich drohend, „und woher hast Du Dir wieder das Zeugs mit den Farben — ich glaube — hast Du es gar gestohlen? Du, jetzt mach' ich Schluss! Glaubst denn, ich lasse mich zum Narren halten mit Dir, Bengel? Alle Nachbarn von hüben von der Gassen lachen einem ins Gesicht —, der Bengel, der Michel, — sechzehn zählt er schon — wär' Zeit, daß ihr dem Herrn Brot suchtet! — Noch weiter ging's in dem Ton, lange, bis die Mutter, leise die

Hand auf die Schulter des Gatten legend, zu beschwichtigen suchte — „laß schon gut sein, bist du müde, solltest lieber zur Ruhe —“

„Wohl ja! Hast gut reden, wenn die Leute aber einem aufs Gesicht kommen mit dem Gerede!“ —

Michel kauerte in seiner Ecke. Eine Welt von Schmerzen schien in der jungen Brust zu wühlen, in seinem Halse erstarnten die Tränen. — hätt er sprechen sollen, er hätte wohl kaum einen Ton gefunden.

Immer ein und dasselbe — und er war es denn ein so großes Unrecht, was ihn quälte; Vater hatte

„stehlen“ gesagt und er hatte sich als Betteljunge an der Gasse aufgestellt — und gebettelt, Gott, aber der Vater gab ihm ja nichts dazu, als nur — ja, wie heute. Oder sollte das Betteln dem Vater zu Ohren gekommen sein, aber nein, dann hätte er doch davon gesprochen — oder vielleicht doch!

Michel wand sich wie unter Schlägen. Wieviel lieber wollte er sterben als so leben! „Wenn doch einer der Steine, die die Nachbarsjungen mir nachschleudern, meine Schläfe trafe, wie bei Goliath,“ — dachte er zerknirscht — „ich würde froh scheiden.“

Aber es trat nichts Ähnliches ein. Die Tage vergingen und die Witterung wurde fäster und fäster, der Herbst zog den Winter nach sich, und Michels Atelier, der Heuboden des Hauses, wurde unmöglich — der junge Künstler zog zaghaft in die Stube ein.

Vorsichtig rückte er den Schrank, in dem ihre Speisegerätschaften aufbewahrt wurden, von der Wand, um seine rohe, von ihm selbst nach eigener Phantasie zusammengestellte Staffelei hinter ihm

zu verbergen — da — ein Anstoßen von Gegenständen, ein Rollen und die nur angelehnte Tür gab nach und heraus rollten eine Zuckerdose, eine Flasche mit Öl und Vaters Krug, Michel stand wie gräßlich, seine Kräfte versagten, das, grade das mußte noch kommen!

Die Mutter hatte ihm aufräumen geholfen und den Schaden, so gut es ging, zu decken gesucht.

O diese Mutter, wenn er die nicht gehabt hätte. Wie konnte er die Buben auf der Gasse nicht verstehen, die ihren Müttern nach-

spotteten, allerhand schlimme Reden zu jeder Zeit über sie im Munde führten. Was waren doch diese Buben schlecht. Wie kam ihm der Gedanke, daß nicht jede Mutter eine so herrliche Frau war wie die seine, vor der er immer hätte knien oder wenigstens seinen Hut abziehen wollen. Wenn sie litt, und das war sehr oft, hätte er immer weinen mögen wie ein kleines Kind, aber die Mutter konnte das nicht sehen — — — da schluckte er tapfer die Tränen herunter. — — —

Tic — tac, tic — tic; wie mit Geißeln schlägt die Uhr; stumm, flehend sieht Frau Hüdbe sie an,

gleich zehn Uhr und noch immer nicht zu Hause. Wenn ihm nur nicht was zugestoßen ist — Gott, ihr ahnt so was Schlimmes:

„Nun Stine, der Michel, Dein Engel, tut wohl heute den ersten Schritt in die große Künstlerwelt, ich meine in die öffentliche — zu Hause bei uns hat er ja schon seinen Ruhm. Erst macht er Unheil im Haus, dann zieht er fort — Adjü! Nein, bei Gott, 's ist 'ne schwere Strafe, so'n Jungen zu haben; und wenn noch die Leute nicht wären, zum Brot würd's grad' noch langen — Stinel, denk nur selbst, ich bin doch so'n ehrlicher Mensch!“

Frau Stine aber gab keine Antwort. Immer die andern, immer die andern, wann endet das? Warum zog er sich nicht so ganz von den andern zurück, wie sie — aber — hatte er ihr denn nicht auch schon gegrollt, daß sie Anlaß dazu gebe, daß man ihn nicht nur mit seinem Sohne uze, nein, auch mit seiner „ja für uns arme Schlucker zu feinen Frau.“ — War's ihm aber auch nicht zu vergeben, er mit seinem natürlichen einfachen Charakter. Wieder



Enrico Toselli.

Frau Toselli.

(Text Seite 46.)

endigten ihre Grübeln bei dem unglücklichen unverstandenen Sohne — wie gern hätte sie hier das Blatt gewendet — aber —

Sachte, ganz sachte klopft es am Fenster — endlich! — Die Mutter springt auf und will öffnen, aber hoch richtet sich der Vater empor und tritt ihr in den Weg. — „Kein laß mir, erschlagen werde ich mein Fleisch und Blut nicht, aber heute soll's das letzte Mal sein.“

Frau Stine sinkt in den Sessel zurück — „warum, Gott warum schenktest Du mir ein Kind, wenn es so viel leiden muß!“

Da steht er vor ihr, unversehrt, Gottlob, wohl, aber wie bleich und weich, ein neuer Zug in seinem Gesicht! Sie hätte ihn zu sich an die schmerzende Brust gezogen, ihn geliebkost, ihm Mut zugeredet — hastig wischte sie sich die Tränen aus den Augen, damit —

„Vater, Ihr wollt mit mir reden, ich weiß, erlaubt nur ein Wort . . .“

„Schweig!“

„Nur ein Wort, Vater, ich bitte Euch, hört mich an, ich gebe Euch eine gute Nachricht — ich habe Euren Wunsch erfüllt, ich — arbeite — von morgen ab bei Wissens & Komp. bei Meister Sepp. —

Eine lange Weile standen Vater und Sohn sich gegenüber, wie anders als der erstere es sich gedacht halte.

Er hatte seine Autorität heute zum letzten Male betonen wollen, in strengen harten Worten, jetzt umarmte er den Sohn, „Gott segne Dich — endlich bist Du drauf gekommen, den armen Vater nicht mehr beläden zu lassen.“

Michel starnte vor sich hin, den Blick der Mutter nieder. O, keine Minute hatte er sie allein, bevor er in dies harte Leben eintrat — er mußte ja morgen gleichzeitig mit dem Vater zur Arbeit.

„Nun Michel, ist nur, was stierst denn so, wir müssen zu Bett — morgen, mein Junge, mußt früh auf die Beine, weißt, prächtig muß man da sein, sonst ist es aus mit der Betriebskraft.“

Michel stand auf, bedankte sich, half der Mutter einiges Geschirr abräumen und legte sich zu Bett. —

Als es finster war und jeder auf seinem Lager lag, hörte einer den andern lange noch wachen — leise quierten die Betten bei jeder Bewegung der Rüpelosen und hin und wieder drang ein unterdrücktes Schluchzen von Michels Lager her. —

Nein, der Junge gefiel ihm nicht, ihm wurde es selbst schier schwer ums Herz — aber wohin greifen — etwas mußte doch geschehen! Ach, aller Anfang ist schwer, so auch hier — und so schloß Vater Hüdbe endlich ein: Die Mutter aber schlich sachte zu Michels Bett hin — „Michel, Michel, Gott wird Dich nicht verlassen!“

Hüdbe, Sie müssen raus aus der Fabrik einige Wochen mindestens! Können Sie denn noch gehen, schwächt es Sie denn gar

nicht? Haben Sie sich in letzter Zeit im Spiegel gesehen? Hören Sie nicht, wie die Brust nur noch röhelt?“

Michel überging die Frage — „Herr Doktor, meine Arbeit verlasse ich nicht, bis —“

Seien Sie doch kein Narr in Ihrem blinden Eifer, ich als Arzt befehle Ihnen, die Fabrik zu verlassen, überhaupt jegliche Arbeit zu meiden, ich wende mich noch heute an den Direktor.“

Dem Arzt entging das sonderbare Lächeln Michels nicht und ungewiß schüttelte er den Kopf, als Michel ging. Fünf Tage später

fand er, als er von den Besuchen heimkehrte, Michel Hüdbes Hausadresse vor. Flüchtig nahm er einen Zimbiß — hier galt es nachzusehen. An Rettung war ja nicht zu denken — aber dieser Fall ging ihm persönlich besonders nah, solch strebhafter junger Mensch und dabei kein Erbfehler, sondern ein selbstverzogener.

Ja, aber war es denn ein Kunststück bei der Lebensweise! Der Mensch hatte ja gar keine Unterschiedsbegriffe für Nacht und Tag — wie eine Maschine, und wofür? Man sagte, seine Strebsamkeit, nun ja, aber der Mensch schien ihm doch sehr sonderbar.

Als er den engen Hof betrat, wehte ihm eine wehmütige Ahnung entgegen — hier kam er zu spät.

Langsam öffnete er die Flurtür, die zur Stube offen stand, da lag das ergreifende Bild des Mutterleidens vor ihm. Sein gewohntes Auge trübte

sich — er wagte nicht, näher zu treten, und die gebrochene Frau, die vor dem Sterbelager ihres Sohnes kniete, anzusehen. Wie er sah, hatte ein Blutsurst hier sein Übriges getan, denn noch stand der blutige Schaum um Nase und Lippen und da sein Auge fiel plötzlich auf die am Fußende des Sterbelagers aufgerichtete Staffelei — auf das Bild. Jetzt trat er halbvergessen näher, die Frau schaute auf. Tränenleer stierten ihn ihre Augen an. „Herr Doktor wahrscheinlich — doch es ist zu spät!“

„Ja, liebe Frau, ich sehe es, Gott tröstet Sie!“

Gott — nein, niemals! Der kann uns nur strafen — ich überleb's nicht!“

Aber wie kommen Sie auf solch finstere, törichte Gedanken — sind Sie denn Schuld, daß er hinscheiden mußte! Er sprach hier etwas anderes — er wußte nicht — ein wirres Zenghuschte ihm durch den Kopf und immer wieder suchte sein Auge das Gemälde.

„Ja, ja, Herr Doktor, das ist die Schuld — die Sünde, betrachten Sie es nur! — O du mein Michel, weshalb ließest Du Deine Mutter allein!“

Wieder sank sie zu Boden vor dem toten Sohne, ihr Gesicht schenlos an seine Hand schmiegend, der Arzt aber betrachtete jede Einzelheit mit größter Genauigkeit auf dem ihm hingewiesenen Gemälde und fröstelnd durchzitterte es ihn, — ein schauriges Begreifen!



Graf Wilhelm v. Hohenau Johannes Graf zu Lynar



Die Adlervilla in Potsdam

(Text Seite 47.)

Er selbst war Laie in dieser Kunst, trieb sie aber mit Interesse; hier aber stand er vor dem Werk eines, wenn er sagen könnte, Meisters.

Die enge schmale Gasse, welch seltsames Kolorit! Im Vordergrunde ein Mann, schwach und stark zugleich charakterisiert — ungewiss und entschlossen, — ein Mann, der mit sich im Kampfe. Im Hintergrunde einige Frauenzimmer auf den Haussimsen sitzend und dem Manne nach sehend, die Männer, eine Pfeife rauchend, halb gutmütig, teils spottend. — Der Mann aber sieht starr aus dem Bilde den Beobachter an und weist streng mit der Hand hinaus. — Lange steht der Arzt da, dann wendet er sich zu Frau Stine, „ist das Ihr Mann hier im Vordergrunde?“

„Ja, das ist mein Mann! So hat er ihn hinausgewiesen aus seinem Lande — er wußte nicht in welches!“ Ein trockenes Schlucken durchschüttelte die arme Frau — „bringen Sie das Bild fort,

Herr Doktor, damit der arme Mann das nicht sieht — so furchtbar mein Herz blutet — so sehr meine Seele ihm zuschreit, Mörder, Mörder — so weiß ich doch, daß er ein guter Mensch ist.“ — — Langsam richtete sie sich empor, — „damit einer es weiß und es mir nicht das Herz abdrückt, werde ich es Ihnen gleich, jetzt gleich an seinem Sterbelager erzählen, sehen werden wir uns vielleicht auch nicht mehr, Ihre Pflicht hat ja aufgehört!“

Gradeaus starnte sie jetzt vor sich hin — „Nächte und Tage hat er gearbeitet, Nächte und Tage — um seine Freiheit vom Vater zu erkaufen.

Tausend Rubel wollte er ihm als Erlös einhändi-

gen, so sagte er mir heute, bis dahin keinen Pinsel anrühren, dieses Bild stammt vor fünf Jahren her — — er war sechzehn Jahre und ging auf die Fabrik, der „Andern“ wegen — — fünf Rubel fehlten ihm heute — aber er ist schon frei — —“



284 Jahre in Beton begraben.

(Lekt S. 47.)

Befstraft.

Novelle von E. Ander.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trieben in den romantischen Tälern und Schluchten des Harzes zahlreiche Wilddiebe ihr Unwesen. Sie hatten sich zu wohlorganisierten Banden zusammengetan, deren Mitglieder wie die Kletten aneinander hingen und sich im Falle der Gefahr mit größter Aufopferung unterstützten. Für die Forstbeamten war es bei solcher Lage der Dinge fast unmöglich, mit offener Gewalt etwas auszurichten, und sie mußten, wollten sie ja einmal einen besonders berüchtigten Wilderer dingfest machen, zur List ihre Zuflucht nehmen und versuchen, einen Genossen des Gesuchten zum Verrat zu bewegen. Das war aber leichter geplant, als ausgeführt. Die Wildererbanden hatten ihre eigenen, streng befolgten Gesetze, und deren oberstes war, daß jeder Verräter schonungslos mit dem Tode zu bestrafen sei. Jeder, der sich einer Bande anschloß, wußte ganz genau, daß seine Genossen die Leute seien, ihren Gesetzen Nachdruck zu geben, und so war Verrat fast unerhört. Und doch kam er, wenn Leidenschaften sich ins Spiel mischten, zuweilen vor.

Das Waldörschen X. im Oberharz stand in den 1840er Jahren in dem Ruf, fast ausschließlich von Wilddieben bewohnt zu sein, aber noch niemals war es einem Forstbeamten gelungen, einen Xer auf frischer Tat zu ertappen, auch Haussuchungen, die man mitunter bei einem dringend Verdächtigen vornahm, führten nie zu irgendeinem Resultat. Wieder einmal waren in der Nähe von X. einige kapitale Stehbocke abgeschossen worden. Deutlich hatten die dienstuenden Beamten die Schüsse gehört, die Stellen gefunden, wo die Tiere erlegt und aufgebrochen waren, aber die sofort angestellte Untersuchung verlief, wie immer, resultatlos. Der Oberförster wütete. „Verräters Geschichte! Da weiß man nun ganz genau, daß dies Xer Gefindel einem nach und nach das ganze Wild wegholt und kann doch gegen die Bande, die wie Pech und Schwefel zusammen-

hält, nichts ausrichten! „Es ist zum auswachsen!“ Der alte Förster Gobart lächelte verschmitzt. „Vielleicht wär's doch möglich, Herr Oberförster.“ „Wie denn, Gobart, wie denn?“ fragte der Oberförster wie elektrisiert. „Durch die Weiber, Herr Oberförster“, sagte Gobart. „Das Weibsvolk kann ja nun mal nicht schweigen,“ der alte Junggeselle lächelte verächtlich, „und ich meine, wenn einer unserer Schmucken Forstgehilfen, z. B. der Anton Nebert, einem der Xer Mädel recht schön täte, müßte's mit dem Leibhaftigen zugehen, wenn wir nicht einen der Hauptattentäter erwischen.“ „Die Idee ist nicht übel,“ lobte der Oberförster, „versuchen wir's mal damit.“ Anton Nebert, ein hübscher, schlanker Mensch von 25 Jahren, wurde gerufen und erklärte sich sofort bereit, den Auftrag, der seiner Eitelkeit schmeichelte, und ihm, falls er ihn zur Zufriedenheit ausführte, auch Beförderung versprach.

Ein schöner Augusttag neigte sich seinem Ende zu. Im Walde begann es bereits finster zu werden, die Vögel eilten ihren Nestern zu, hier und da huschte eine Fledermaus zwischen den Bäumen hindurch, ab und zu ließ sich schon der Schrei eines Käuzchens vernehmen. Unter einer hohen Fichte saß engumschlungen ein Liebespaarchen. Es waren der Forstgehilfe Anton Nebert und Emilie Röttger, die Tochter eines Webers in X. Mit fast schwärmerischem Ausdruck sah das zierliche, dunkelhaarige Mädchen dem Geliebten in das männlich-schöne Gesicht. „Hast denn wirklich wahr, Anton, daß Du mich, die arme Weber-Emilie, so lieb hast, und zu Deiner Frau machen willst?“ „Aber gewiß, mein Schatz,“ sagte Anton schmeichelnd und küßte die sich ihm willig darbietenden roten Lippen; „am liebsten würde ich Dich noch in diesem Jahre heimsführen, aber ich bin ja auch arm, ein einfacher Forstgehilfe, da heißt's halt warten: ja, wenn man sich auszeichnen könnte, einen hervorragenden Wilddieb.“

abfangen, da wär's freilich anders, aber so . . .", er starre finster vor sich hin. Das Mädchen blickte ihn voll zärtlicher Hingabe an. „Würdest Du gleich Förster, wenn Du einen Hauptwilddieb flügeln?“ „Unbedingt, Schätzchen.“ erwiderte Anton lebhaft, „und Du sofort Frau Försterin!“ Emilie atmete schwer, sie kämpfte sichtlich einen harten Kampf. Endlich begann sie wieder. „Schau, Anton, Dir zuliebe könnte ich ja alles, alles tun, selbst die schwerste Sünde! Wirst Du mir aber auch immer, immer treu bleiben? Tatest Du es nicht, es wäre unser beider Verderben.“ In ihren sonst so sanften Augen flammte es wild auf. Anton schloß sie fest in seine Arme. „Kannst Du zweifeln, Liebste? Wenn Du mir zu einer Auszeichnung verhelfst, ewig will ich's Dir danken.“ Sie küssten sich wieder und wieder und als Emilie sich endlich frei machte, richtete sich Anton Rebert triumphierend auf, er war am Ziel, Gobart hatte recht behalten.

Einige Tage später wurden drei Einwohner von X., der Wirt und zwei Holzarbeiter, von den Forstbeamten beim Wildern überrascht und dem nächsten Gefängnis zugeführt, langjährige Strafe harrte ihrer. Der Oberförster strahlte vor Genugtuung und überhäufte Gobart und Rebert mit Lobgesprüchen. Dem letzteren wurde die erste vakante Försterstelle in sichere Aussicht gestellt. In X. aber gab es finstere Gesichter. Ein Verräter mußte seine Hand im Spiel gehabt haben, aber wo ihn finden? Die Tochter des We-

bers, der selbst Wilderer war, beschuldigte niemand. Ihre Zusammenkünfte mit dem Forstgehilfen waren stets unbemerkt geblieben. Nach der Gefangennahme der drei Wilderer hatte sie ihn noch nicht wieder gesehen; oft schon hatte sie sich zu der alten Fichte hingeschlichen und den Geliebten sehnlichst erwartet, er war nicht gekommen. Sollte er untreu sein, sie nur als Mittel zum Zweck benutzt haben? Heiß wallte es bei dem Gedanken in ihr auf und ihr Gewissen begann ihr bittere Vorwürfe zu machen, daß sie treue Freunde ihres Vaters, Menschen, die ihr nie böses getan, Anton's wegen ins Unglück gebracht. Aber noch brachte sie diese Vorwürfe gewaltsam zum Schweigen. Sie wiederholte sich all' die Liebesworte, die er ihr gesagt, nein, Anton Rebert konnte nicht treulos sein. Aber immer wartete sie Abend für Abend vergeblich unter der alten Fichte, Anton kam nicht.

Da sah sie ihn eines Tages durch X. gehen; er war nicht allein, ein hübsches Mädchen hing an seinem Arm, das er dem ihnen

begegnenden Lehrer als seine Braut, eine Bauerntochter aus dem Magdeburgischen vorstellte. Also doch treulos! Vor Emiliens Ohren sauste es, blutigrote Ringe tanzten vor ihren Augen, mit zitternden Füßen eilte sie heim und brach in fassungsloses Schluchzen aus.

Dann aber kam eine unheimliche Ruhe über sie. Sie würde sich rächen, blutig rächen. Am Abend gestand sie alles ihrem Vater. Finster blickte der alte Wilderer auf seine Tochter. „Nach unseren Sätzen hast Du den Tod verdient, aber da der schuftige Forstgehilfe wohl mehr Schuld hat als Du, werde ich Dir verzeihen und schweigen, wenn Du ihn uns in die Hände lieferst.“ Ein wildes Feuer braunte in den Augen Emiliens. „Etwas besseres verlange ich nicht.“

Einige Tage später paszte sie Anton bei einem seiner Gänge durch's Revier auf. Er war doch etwas verlegen, als das Mädchen ihn ansprach. Als sie ihm aber ganz unbefangen Glück zur Verlobung wünschte und sagte, sie sehe selbst ein, daß sie zu gering für ihn sei, nannte er sie ein gutes, verständiges Mädchen und strich ihr Leicht über das nachtschwarze Haar. Es schmeichelte seiner Eitelkeit nicht wenig, als sie ihm nun bat, ihr noch ein leichtes Stelldichein unter der alten Fichte zu gewähren, sie wolle dort für ewig von ihm Abschied nehmen. Ganz gerührt von ihrer selbstlosen Liebe und durchdrungen von seiner eigenen Unwiderstehlichkeit, sagte er zu — und kam.

Wohl fand er Emilie, aber nicht als eine hingebende Geliebte. Hochaufgerichtet stand sie da, und als er sie umfassen wollte, stieß sie ihn hart von sich und verschwand mit den Worten: „Nimm Deinen Lohn, treuloser Verräter,“ im Gebüsch. Im selben Augenblick fühlte er sich von kräftigen Händen gepackt. Drei vermummte Gestalten hatten sich seiner bemächtigt und fesselten ihn trotz verzweifelter Gegenwehr an die alte Fichte. — Einen Augenblick später hatte er das tödliche Blei in seinem Herzen.

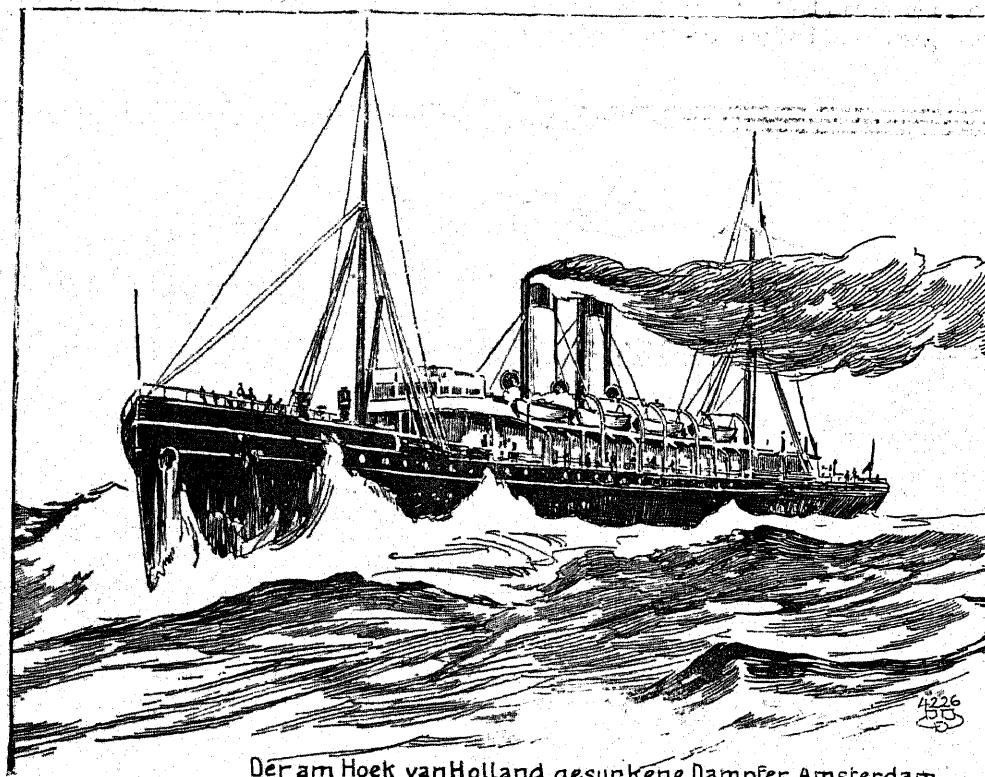
Um andern Morgen fand man seine, noch an dem Baum gebundene Leiche. Eine strenge Untersuchung wurde eingeleitet, sie verlief erfolglos; die Mörder sind niemals entdeckt worden. — Emilie war an demselben Tage aus dem Dorfe verschwunden und wurde trotz allen Suchens nicht gefunden. — Erst einige Wochen später landete man aus dem nahen Flusse eine stark in Verwesung übergegangene weibliche Leiche, die an den Überresten ihrer Kleidung als Emilie Röttger erkannt wurde.



Prof Max Bruch

Prof Gabriel von Seidl

(Text Seite 47.)



Der am Hoek van Holland gesunkene Dampfer Amsterdam

(Text Seite 47.)

Königin Arbeit, sei mir gegrüßt,
Die uns das Leben erhebt und versüßt,
Die vertreibt den Sommer, die Not,
Die uns versorgt mit täglichem Brot!

Königin Arbeit, sei mir gegrüßt,
Die uns das Leben erhebt und versüßt,
Die vertreibt den Sommer, die Not,
Die uns versorgt mit täglichem Brot!

→ Königin Arbeit. ←

Königin Arbeit herrscht in der Welt;
Ob einer hoch, ob niedrig gestellt.
Ihr muß er dienen, gehorchen sein
Ihr seine Zeit, seine Kräfte wehn!

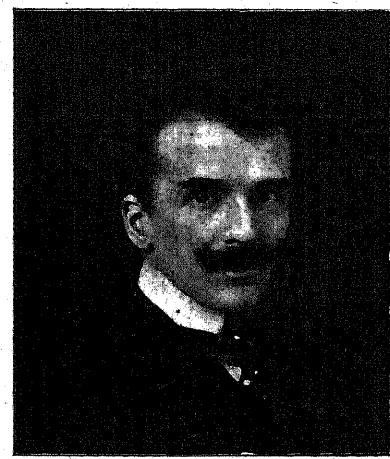
Königin Arbeit, die Gott uns geschenkt,
Der die Geschicke der Völker lenkt,
Ob wir auch täglich von Stürmen bedroht,
Mutig wir schwören ihr Treu bis zum Tod!

Josef Sliwinski.

Der berühmte und in Lodz im besten Andenken stehende Klaviervirtuose Herr Josef Sliwinski feiert am 3. Februar 1908 sein 20jähriges Künstlerjubiläum und konzertiert am 5. Februar in Lodz.

Wir bieten unseren Lesern aus dieser Veranlassung ein Porträt dieses allgemein geschätzten Künstlers. Über ein Konzert des Künstlers in St. Petersburg vor zwei Jahren, schreibt der „St. Pet. Herold“ u. A.:

Was das diesjährige Debüt Sliwinski's betrifft, so hatte er an demselben einen sehr glücklichen Tag. Mit jedem Jahre scheint Herrn Sliwinski's Vortrag abgerundeter, geläuterter, künstlerischer, tiefer zu werden. Er fängt an, auch immer mehr Sympathien zu erwecken nicht nur beim Publikum, sondern auch bei den Spezialmusikern. Bei einem Künstler von dem Schlag Sliwinski's kommt es natürlich nicht auf das genaue Erforschen seiner technischen Fertigkeit an, die ja als selbstverständlich von vornherein bei ihm anzunehmen ist, indem sie nicht den Zweck, sondern bloß ein Mittel zum Zweck künstlerischer Wiedergabe bedeutender Kompositionen bildet. Besonders war es das interessante Programm, welches Herr Sliwinski für sein Konzert aufgestellt hat,



Josef Sliwinski, Pianist,
feierte sein 25jähriges Künstlerjubiläum.



Der Februar.

Von Elmar Kernau

Nach sitzt der Winter im Ornate
Auf seinem schneegesäumten Thron, —
Noch wirkt der Frost in seinem Staate —
Und kalte Stürme brausen Hohn —
Doch langsam will die Welt erwachen, —
Frau Sonne kämmt ihr gold'nes Haar,
Die goldbestäubten Kätzchen lachen
Am Haselstrauche — Februar!

Weiß liegt die Welt. Doch mächtig röten
Die schlanken Birkenruten sich.
Das Leben ließ sich nicht ertöten,
Denn seine Kraft währt ewiglich.
Die ersten Lerchen sind gekommen,
Auf kaltem Ait pfeift schon ein Staaer,
Ein Weibchen hat der Frink genommen
Die Welt wird jung im Februar!

das vor Allem fesselte . . . In dieser langen Reihe verschiedener Werke ihrem Charakter und ihrem Stile nach, zeigte sich Herr Sliwinski als feinfühlender Musiker. Sein Vortrag konnte nicht nur den höchsten technischen Ansprüchen genügen — Deutlichkeit, Leichtigkeit, Prägnanz der Technik ließen nichts zu wünschen übrig — sondern zeichnete sich durch den poetischen Ausdruck, durch Eleganz und Noblesse aus. In ganz besonderer Art verstand Herr Sliwinski die Polonaise von Chopin vorzutragen; er hat dieses sonst minderwertige Werk des genialen gallisierten Polen durch das ihm verliehene tragische Pathos dermaßen herausgestrichen, daß sich dem Zuhörer eine ganz ungeahnte Welt eröffnete. Das Werk bekam Leben, es trüte sieghaft in die Reihe der besten Kompositionen Chopins ein. Wenn somit ein Künstler ganz neue Gesichtspunkte einer Komposition entdecken kann, so ist es das beste Zeugnis für die Bedeutung desselben.

Herr Sliwinski hatte bei dem recht zahlreichen Auditorium einen vor trefflichen, nachhaltigen Erfolg und natürlich verließ er endgültig nicht eher die Estrade, bis er dem ländlichen Brauch seinen Tribut gezollt hat."

Der Fasching tollt in lust'ger Laune
Und die Devise heißt: Humor.
Liegt auch noch Schnee auf jedem Zinne,
Schon pocht die Sonne warm ans Tor.
Denn was da starb, will neu erstehen,
Auf daß das Wort wird wieder wahr:
Unsterblich ist, was rings wir jehn.
Das lehrt uns neu der Februar.

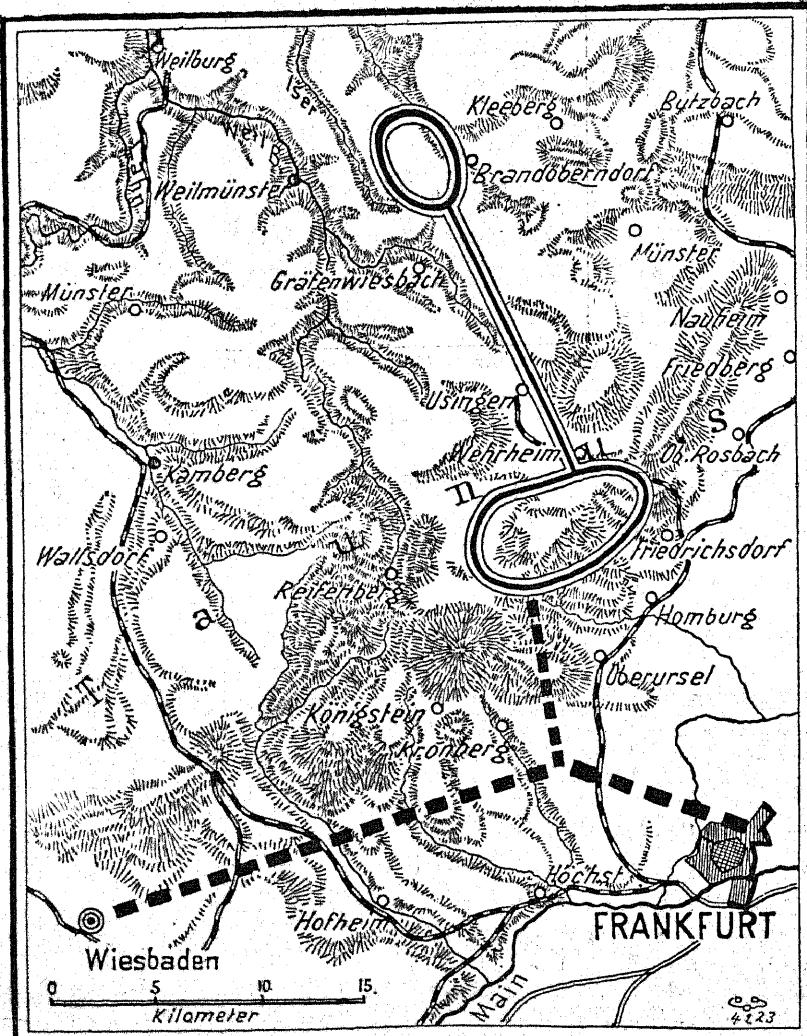
Drum füllt das Herz mit neuem Hoffen.
Der Winter weicht, der Frühlings naht!
Und was auch Schweres dich betroffen,
Denk an das Wort: „Kommt Zeit, kommt Rat!“
Das Leben jaucht dem Licht entgegen,
Das siegreich aufsteigt, warm und klar.
Noch herrscht der Winter — doch der Segen
Des Frühlings naht im Februar.

Herr und Frau Toselli.

Die größte Sensation dieser Saison in Lodz dürfte das angekündigte Konzert des Herrn Enrico Toselli, des Ehegatten der früheren Gräfin Montignoso sein, die bekanntlich ihren Gatten auf seinen Konzertreisen begleitet. Das Konzert in Lodz ist für nächsten Mittwoch, den 5. Februar im Großen Theater angekündigt. Wir bieten aus dieser Veranlassung unseren Lesern auf der ersten Seite die Porträts des Ehepaars Toselli.

Ein italienischer Mitarbeiter der „Neuen Zürcher Zeitung“ weiß über den Geisteszustand der ehemaligen Kronprinzessin von Sachsen, deren neuester Liebesroman so großes Aufsehen erregt hat, interessante Mitteilungen zu machen. „Die Prinzessin“, schreibt er, „die zuletzt als Gräfin Montignoso bekannt war, lebte in Florenz, wo man ihr Bild (mit der kleinen Monika) überall ausgestellt findet, sehr eingezogen und empfing nur wenige intime Gäste. — Allem Anschein nach betrachtete sie als ihre Hauptaufgabe die Pflege ihrer Gesundheit, denn sie war ganz davon überzeugt, daß sie stark sei und an Geisteschwäche leide. Die Behandlung war einem Nervenarzte Namens Vanzetti anvertraut, und dieser unternahm alles, um die sittlichen Kräfte der Kranken zu heben. Der Arzt, ein Mann von großer Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit, hatte alle Hoffnung, die Prinzessin zu heilen und sie dem Hofe von Sachsen in voller Gesundheit zurückzugeben. Es war mir vergönnt, den Bericht zu lesen, den Vanzetti nach der ersten Periode seiner Behandlung der Gräfin Montignoso nach Dresden schickte. Er beschrieb in klarer Darstellung den Seelenzustand der Prinzessin, ihren Charakter, ihre Lebensweise, ihre edlen und fast kindlich guten Eigenschaften, ebenso wie ihre Fehler, ihre nahezu wilde Freiheitsliebe und ihre Bärlichkeit für ihre Kinder. Dann führte er aus, daß man diese Frau heilen und namentlich ihr Gewissen und ihre Willenskraft stärken müsse durch besondere Maßregeln, durch Übungen des Geistes und des Körpers. Die von ihm angewandte Methode habe schon gute Erfolge gehabt und eine beträchtliche Verbesserung in dem Seelenzustande der Prinzessin herbeigeführt. Um von ihrem Geiste alle Überschwelligkeit fern zu halten, verbot der Arzt seiner Patientin das Romanlesen und die Musik; dafür riet er ihr ernstliche Beschäftigung mit dem Studium der alten Sprachen und das Lesen wissenschaftlicher Werke. Außerdem sollte

sie Spaziergänge in Wald und Feld machen und radeln. — Die Prinzessin befolgte diese Ratschläge, befand sich wohl dabei und dankte auch ihrem Arzte. Es war ihr gelungen, sich selbst zu beherrschen; ja, sie hatte soviel geistige Kraft erlangt, daß sie es über sich gewann, in den Spitälern von Florenz Kranke zu pflegen. — Allein die Sentimentalität bemächtigte sich doch zuweilen wieder ihres Herzens; der Zauber, der von ihr ausging, ihre königliche Herkunft, ihre Heiterkeit zogen Verehrer heran. Sie übertrat auch dann und wann die Ratschläge ihres Arztes, indem sie Romane las und Musik trieb, und dann kam das Bedürfnis nach Freiheit, nach Liebe und Gegenliebe wieder über sie und beherrschte sie. Alle Bemühungen des Arztes konnten solche Krisen und Rückfälle nicht zurückhalten bei einer Frau, die so schwach und allen Eindrücken so preisgegeben ist, wie diese Gräfin Montignoso. In den Augenblicken einer solchen Krise fiel sie in die Arme des jungen Pianisten Toselli, der sie in London geheiratet hat. — Da in Neizza, woher die Familie Toselli stammt, noch eine weitverzweigte Verwandtschaft des so rasch bekannt gewordenen florentinischen Pianisten lebt, ist ein Berichterstatter des „Petit Parisien“ nach der Riviera gefahren, um zu ermitteln, was die Verwandten von der „Großtat“ ihres Neffen und Betroffenen halten. Sehr stolz scheinen sie auf die neue Macht und Weise nicht zu sein; ein alter Herr ging sogar so weit, den neuen Bund für eine Mesalliance zu erklären, und zwar sei es nicht eine Mischheirat für die Ex-Prinzessin, sondern für den jungen Pianisten, der zwar nicht von vornehmer Herkunft und reich sei, aber doch eine saubere Vergangenheit habe. Im vorigen Winter weilte Toselli einen ganzen Monat in Neizza; er besuchte die Verwandten häufig und erzählte



(Text Seite 47.)

ihnen von seinen Beziehungen zu hochgestellten Persönlichkeiten. Zu Neujahr hatte ihm die Prinzessin eine Guarneri-Violine im Werte von 12,000 Franken und eine goldene Nadel mit den drei Notenzeichen „la, do, re“ (l'adore) geschenkt. Die Verwandten neckten ihn wegen seiner Beziehungen zu der Frau, die sie „Madame Giron“ nannten. Toselli wehrte diese Angriffe erregt ab und erklärte, daß die Prinzessin nie die Geliebte des belgischen Hauslehrers gewesen sei; die ganze Geschichte sei eine Verleumdung gewesen, und die Prinzessin floh nur wegen der harten Behandlung in Dresden.



Winterabend.

◊

Die Lampe scheint ins trauliche Gemach;
Die Käze schurrt, auch Barry ist noch wach.
Mein Büblein träumt im sel'gen Kinderland,
Nur auf dem Deckchen regt sich leis die Hand.

Die Lampe wirft den Schein ins Land hinaus,
Es geht der Wind mit Achzen um das Haus,
Im Garten knarr't's. Es biegt die schnee'ge Laft
Des Baums Gezweig hin bis zur Erde fast.

Und von der Straße hallt des Wächters Schritt,
In seinen Ruf klingt fern die Glocke mit.
Die Uhr läuft ruhig stetig ihren Gang,
Ums Haus noch tönt des Windes Wintersang.

Die Lampe wirft noch immer ihren Schein.
Im Bettchen regt sich müd' das Büblein klein,
Die Miez behaglich in die Stille schurrt
Und Barry träumend auf im Schlaf kurrt.

Kein Ton sonst mehr. Die Nacht liegt auf dem Land,
Der Himmel trägt ein sternbesät Gewand,
Der Tritt des Wächters ist schon längst verhallt.—
In düstrem Brangen drüben steht der Wald.



— Zu unseren Bildern. —

Die neuen Ritter des Ordens Pour le mérite. (Vorträts Seite 44.) Zu Rittern des Pour le mérite für Wissenschaften und Künste sind der Münchener Architekt Prof. Gabriel von Seidl, der Schöpfer des sogenannten Münchener Stils, sowie der Komponist Prof. Max Bruch ernannt worden. Prof. Dr. Seidl ist weit über Münchens Mauern hinaus bekannt, er versteht es meisterhaft, moderne Anschauungen dem historischen Charakter anzupassen. Kein Wunder, daß ihm deshalb die großen Staatsbauten der nächsten Zukunft übertragen wurden, zu denen das deutsche Museum, sowie das Münchener Ausstellungsgebäude zählen. Gabriel v. Seidl ist 59 Jahre alt und weilt seit 1876 in München. Zahlreiche Gebäude legen Zeugnis von seinem Können ab, z. B. der Franziskanerkeller in München, das Spatenbräu in Berlin, die Rathäuser in Worms und Ingolstadt, die Annakirche in München sowie das dortige National-Museum und das Künstlerhaus.

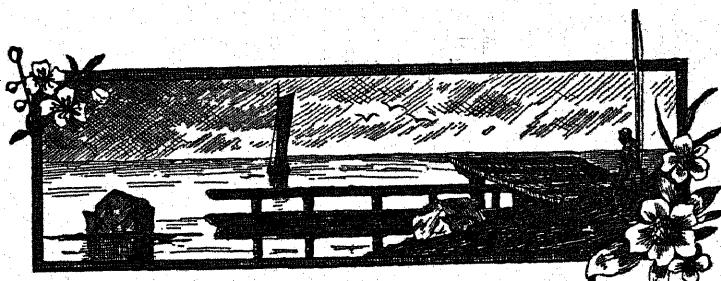
Der Komponist Prof. Dr. Max Bruch hat am 6. Januar seinen 70. Geburtstag gefeiert. Er stammt aus Köln und hat schon als elfjähriger Knabe Kompositionsversuche unternommen. Als er 14 Jahre alt war, gelangte bereits eine seiner Kompositionen zur öffentlichen Aufführung. Nach gewissenhafter Ausbildung in Köln und Leipzig lebte er bis zu seinem 23. Jahre als Musikklehrer in Köln, um dann auf Kunstreisen zu gehen. Er ließ sich dann in Mannheim für längere Zeit nieder und schrieb hier seine „Voreien“ und den „Frühjahr“. Neue Kunstreisen führten ihn durch Deutschland, Frankreich und Belgien und vorübergehend nach Berlin, wo er sich dann 1890ständig niedersieß. Die Chormusik ist Bruchs

Hauptstärke, sein „Odyssens“, „Achilleus“ und „Das Lied von der Glocke“ sind weltbekannt.

Eine Leiche in Beton. Unser Bild Seite 43 zeigt den Gipsabguß einer Höhlung, welche durch lebendiges Begraben eines christlichen Märtyrers in Beton entstanden ist. Der Araber Gerónimo war Christ geworden und weigerte sich, als er wieder in die Hände der Mohomedaner geriet, sich wieder zum Islam zu bekehren. Er wurde daher Ende 1569 mit dem Gesicht nach unten, die Hände auf dem Rücken, gefesselt, in einen Betonblock gebettet, und lebendig in den Grundstein des Forts von Algier eingemauert. Als 1853 die Franzosen das Fort zerstörten, wurde der Block, von dem ein Benediktinermönch eine genaue Beschreibung hinterlassen hatte, mit vieler Mühe aufgefunden und gespalten. Das Skelett war in der Höhle noch vorhanden und wurde am 27. Dezember 1853 in der Kathedrale von Algier feierlich beigesetzt. Von der Höhlung wurde ein Gipsabguß gemacht, der jetzt nach Amerika gelangt ist und dort ausgestellt wird.

Zur Rettung der Schiffbrüchigen von der „Amsterdam.“ Knapp ein Jahr ist verstrichen und schon wieder ist ein Dampfer der englischen „Großen Ostbahn-Gesellschaft“ bei der Einfahrt in den Hafen des Hoek van Holland verunglückt. Waren im Vorjahr die Schreckensmeldungen von dem Dampfer „Berlin“ wochenlang das Tagesgespräch, so handelte es sich diesmal um den Dampfer „Amsterdam“, der in wahnsinniger Fahrt im Nebel einen andern Dampfer anrannte und gleich darauf sank. Glücklicherweise ist auch das letzte, lange Zeit vermisste Boot geborgen worden und damit sind die schlimmen Befürchtungen zerstört worden, die man schon an das Fehlen jeder Nachricht geknüpft hatte. Wir bringen heute Seite 44 das Bild des Unglückschiffes.

Die Taunusrennbahn. In Anlehnung an eine genaue Karte in der „Allgemeinen Automobil-Zeitung“ geben wir heute Seite 46 eine Skizze der Taunusrennstrecke, wie sie jetzt geplant ist. Die Hauptfrage ist natürlich, wie die vier Millionen, die das Projekt erfordert, aufgebracht werden sollen. Bekanntlich sollen auch die Städte Frankfurt und Wiesbaden herangezogen werden, doch scheint es sehr zweifelhaft, ob sich die Frankfurter Stadtverordneten-Versammlung auf eine Subventionierung einlassen wird.



Ehe es tagt.

Träumst Du noch immer, Erde,
Bist Du noch nicht erwacht?
Doch es doch Morgen werde
Nach dieser langen Nacht!
Sterne, Gedanken und Fragen
Geh'n durch die schlafende Zeit.
Vor mir liegt aufgeschlagen
Das Buch der Ewigkeit.

Zwei schlante Hände wenden
Mir langsam Blatt um Blatt;
Es seh'n an den schönen Händen
Sich meine Augen nicht satt.

Laßt rauschen die weißen Blätter
Mit gelben Rosen gekränzt;
Die dunklen, wie Nacht und Wetter,
Von Totenstern beglänzt;

Laßt rauschen, ihr schönen Hände,
Ich schaue euch glücklich zu,
Den Anfang und das Ende
Schließt ihr in eure Ruh'.

Franz Langheinrich

Die Auflösung der zweiflügigen Charade in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Schwert.

Richtig gelöst von: Paul Brückert.

Die Auflösung des Rätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Aristoteles — Atres.

Richtig gelöst von: Ernestine Olshcer.

Die Auflösung des Silben-Rätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Stammbaum. Baumstamm.

Richtig gelöst von: Paul Brückert, Ernestine Olshcer, Margarethe Großmann, Louis Wille, Paul Frieder, Emil Schlicht, Alsons Göde, Ernst Müller.



Kreuzrätsel.

a	a	a	a
a	a	b	b
d	d	e	e
e	e	e	e
f	f	g	g
h	h	i	i
l	l	l	l
m	n	n	n
r	r	t	t
u	u	u	u
u	u	z	z

Die Buchstaben in vorstehender Figur, anders geordnet, ergeben, wahrrecht und senkrecht gelesen, dieselben Wörter. Bedeutung derselben: 1. deutscher General; 2. ein botanischer Ausdruck, das Wachstum der Pflanzen betreffend; 3. österreichischer General; 4. deutscher General.

Silberrätsel.

1. 2.

Sein war ein führner, ritterlicher Geist
Und auch das Glück in seinem Maß ihm hold,
Und wenn die Nachwelt heute noch ihn preist,
Ist's wohlverdienter Dank, den sie ihm zollt.

Bei seinem abentuerlichen Zug
Schent' er nicht Ungewissheit und Gefahr,
Und als er ihn an fremde Küsten trug,
Ein glänzender Erfolg gewonnen war.

2. 3.

Ein kleines Ganzes und ein winzig Teil
Von manchem größern Wert, das Nutzen bringt:
Hier spendet's Wärme, dort dient's nicht zum Heil
Verschiednen Tieren, wenn sein Zweck gelingt.

3. 2.

Wann wäre ein Theaterstück, ein Buch,
Je ohne solchen Fingerzeig verfaßt?
Selbst deines ersten Aussages Verlust
Nicht ohne ihn du unternommen hast.

1. 2. 3.

Zutraulich ist's nicht, schmiegt es sich auch an,
Kein Spreber, niedre Stellung ihm genügt,
Doch wen es fest umstrickt mit seinem Bann,
Der merkt den Einfluß, dem er sich gefügt.

Bunter Allerlei.

Ein eigenartiges Leiden.

Herr Müller hat von seinem Bureauchef gestern eine lange dienstliche „Nase“ erhalten. Heute meldet ihn sein Kollege franz. „Ah,“ lacht der Chef, „kleiner Nasenkatarrh!“

Begründet.

„Warum willst denn den Besitzer vom Floh-Zirkus net heiraten?“
Tochter: „Weil ma selber guua hammin!“

Kindermund.

Lehrer: „Also Leute, die schlechte Kleider und nichts zu essen haben nennt man arm; wie heißen aber Leute, die Schäze haben?“
Karlchen: „Dienstmädchen.“

Bescheiden.

Er: „In meinem Leben habe ich nur zwei schöne Frauen gesehen!“
Sie: „So? und wer war die andere?“

Befstrafté Koketterie.

Fräulein (eine Photographie zeigend, wo sie als Baby auf dem Arm der Mutter abgebildet ist): „Sehen Sie mal, so sah ich vor achtzehn Jahren aus!“
Herr: „Ach; und wer ist denn das Kind auf Ihrem Arm?“

Zurücksetzung.

Lehrjunge: „Seit drei Tagen keine einzige Ohrfeige — was der Meister nur gegen mich hat?“

Getroffen.

Dichter: „Ja, welche Kleinigkeit das Dichten! Ich schüttle die Verse aus den Aermeln.“

Kritiker: „Aermlich genug sind sie.“

Unglaublich.

Redakteur: „Der Witz soll neu sein? Den hat meine Großmutter mir schon erzählt, als sie noch ein kleines Mädchen war.“

„Herr Schulrat.“

Folgende etwas drastisch zugestutzte Schulanekdote geht durch die deutschen Blätter:

In einer nassauischen Dorfschule hielt kürzlich der Herr Schulrat Revision, wobei er den Lehrer ermahnte, die Kinder mehr zur Höflichkeit zu erziehen. So sei es geziemend und recht, daß sie den Antworten die Schlussformel anfügen: „Herr Schulrat“. Da nun der Schulrat am folgenden Tage die Schule eines Nachbardorfes besuchte, machte der getadelte Lehrer seinen Kollegen darauf aufmerksam, er tue gut, vor Ankunft des Schultags seine Kinder entsprechend zu instruieren. Das gehah. Der Schultag kommt und revitiert und prompt erfolgt jedesmal als Reaktion: „Herr Schulrat“. Da kommt die Geschichte vom Sündenfall daran. Er fragt:

„Mit welchen Strafworten wandte sich Gott an Adam?“

Die Antwort folgt: „Die Erde sei verflucht um deinetwillen, Herr Schulrat.“

Um den niederschmetternden Eindruck der Antwort zu verwischen, fragt der Gestrengste flugs: „Was sprach Gott zur Schlange?“

„Auf deinem Bauche sollst du kriechen, Herr Schulrat.“ Schnell windt der Schulrat ab und wendet sich zu einem anderen Schüler, daß er die Strafworte vollende.

Dieser antwortet: „Du sollst Staub fressen dein Leben lang, Herr Schulrat.“

Dem Schulrat grauste es ob solcher Höflichkeit und eiligst suchte er das Weite.

Bildungsmaßstab.

„Du, Hans, der Ochsenwirt hat dir aber jetzt einen noblen Haussknecht! — Unlängst hat er mich erst dreimal ersucht, 's Lokal zu verlassen — eh' er mich 'ausgeschmissen hat.“

Geschäfts-Abbruch.

„So, der Herr Kopulinsky hat deine dritte Ehe wieder vermittelt. Wie bist du denn zufrieden?“

„Schlecht, das ist aber auch meine letzte Frau, die ich von ihm beziehe.“

Durch die Blume.

Korporal: „Was ist Ihr Vater?“

Kefut: „Fleischermeister!“

Korporal: „Das ist leicht gesagt — das muß man beweisen können!“

Nellame.

Seinen vorzüglichsten Mittagstisch empfiehlt der Speisewirt Säuberlich. N. B. „Von meinen Stammgästen befinden sich augenblicklich fünfundzwanzig in Marienbad.“

Kennzeichen.

Bauer (zum Sohn beim Knödelessen): „Hast no net genüg, Nazi?“
Sohn: „Nein! Ich hab' noch keine Baudaschenzen!“